

Michèle Rowe

STUNDE DER DUNKELHEIT

Ein Kapstadt-Thriller

Aus dem Englischen von
Alexandra Baisch

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Hour of Darkness« bei Penguin Books, South Africa.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2018
Knaur Taschenbuch
© 2015 by Michèle Rowe
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Kirsten Reimers
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Fine Pic / shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52029-1

Die Polizeireviere von Diep River, Khayelitsha und Harare sind reale Orte, ebenso das Rondevlei-Naturreservat und das Schönstattkapellchen. Die Begebenheiten und Protagonisten in diesem Roman sind jedoch frei erfunden, und jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen oder tatsächlichen Ereignissen, die sich an diesen Orten zugetragen haben mögen, sind rein zufällig.

Für meine Mutter Jean

Gebären ist etwas Mächtiges und birgt großen Zauber,
und alle Mütter opfern sich für ihre Kinder auf.
Euripides, *Iphigenie in Aulis*

Her absence filled the world.
William Kentridge

DIE ERSCHEINUNG

Severine musste zu Clicks, der supermarkttähnlichen Apotheke in der Constantia Village Mall, zwei Häuserblocks von ihrem Zuhause entfernt, um eines ihrer vielen Rezepte abzuholen. Begleitet wurde sie von ihrer Mutter, die jetzt in einem nahe gelegenen Café auf sie wartete. Da es dieser so gar nicht gefiel, wenn Severine außerhalb der bewachten Wohnanlage, in der sie lebten, allein unterwegs war, fuhr sie ihre Tochter die zwei Häuserblocks lieber mit dem Auto. Severine war auf dem Weg zur Medikamentenausgabe, blieb dann aber an einer Auslage mit Aromatherapieölen stehen: Myrrhe, Bergamotte, Zypresse und Rose. Sie ignorierte einfach das »Bitte nicht öffnen«-Schild über dem Regal, drehte den Deckel vom Rosenfläschchen ab und schnupperte daran. Sie war so vertieft in den betörenden Duft und das kleine exotische Fläschchen, dass sie ihn zunächst gar nicht bemerkte.

Erst als er näher trat und dann viel zu nah war, registrierte sie seine eigenartig reglose Präsenz. Sie schaute auf die breite Hand nach unten, die auf dem Regal neben ihrer ruhte. Eine Hand, die aus der Manschette eines hellblauen Hemdes herausschaute.

»Keine Angst.« Seine Stimme war leise, fast ein Flüstern, aber erfüllt von einer unüberhörbaren Dringlichkeit. Überrascht stolperte Severine einen Schritt zurück, dabei entglitt ihr das offene Fläschchen und rollte über den Boden. Sie drehte sich um und fing den Blick aus dunklen Augen auf, die sie nervös musterten. Das Emblem seiner Hemdtasche zeigte zwei eingestickte, sich kreuzende Blitze, darunter ein Namensschild aus Plastik mit dem Schriftzug »James Chilenga, Security.«

»Wir werden gerade überfallen«, sagte er. »Bitte mach, was man von dir verlangt.«

Nur mit Mühe konnte Severine nachvollziehen, was er da eben ge-

sagt hatte. Sie war nicht ganz bei der Sache, weil ihre Gedanken einzig um den durchdringenden Duft des verschütteten Rosenöls kreisten. Sollte sie anbieten, dafür aufzukommen?

James Chilenga griff nach ihrer Hand. Seine war groß und warm. Behutsam führte er sie den Gang hinunter Richtung Kassen. Er war sehr viel größer als Severine und hatte breite Schultern. Auf dem Rücken seines Hemdes zeichnete sich ein dunkler Schweißfleck ab. Bei den Kassen hatten modisch gekleidete Männer ihre AK-47 auf die Kassiererinnen gerichtet, ganz gelangweilt und lässig, wohl, um ihre innere Unruhe zu kaschieren, mutmaßte Severine. Vor ihnen stand der Geschäftsführer, die Hände flehentlich in die Luft gereckt, und wirkte ganz verlegen, weil er so hilflos war.

Die Kassiererinnen kamen mit erhobenen Händen hinter den Kassen hervor, als würden sie auf irgendwelche Regieanweisungen aus den Kulissen hin reagieren. Als Erste trat eine füllige Frau mit schweißglänzendem Gesicht und müden Augen heraus. Ihr folgte eine ältere Frau mit starken Pigmentverfärbungen an Wangen und Stirn, was ihrem Gesicht etwas Maskenhaftes verlieh. Nur mit Mühe gelang es der dicklichen Frau, ihre Hände nach oben zu halten, sie waren kaum höher als ihre Brüste. Außerdem schien sie die Kontrolle über ihre Gesichtsmuskeln verloren zu haben, denn ihr Mund war merkwürdig verzerrt. Severine prägte sich diese winzigen Details ein, als wollte sie eine Skizze für ein Gemälde anfertigen. Eine Frau in einem klobigen Pelzmantel stand an der Kasse – sie hatte wohl gerade bezahlen wollen. Einer der Bewaffneten schnauzte sie an. Zitternd stellte sie ihren Einkaufskorb ab und folgte den Kassiererinnen.

Der Kerl fuchtelte mit seiner Kalaschnikow herum und brüllte: »Alle mit dem Gesicht nach unten, los!«

Wie ein einziger Körper ließen sich Supermarktmitarbeiter und Kunden auf den Bauch fallen. Severine spürte, wie ihr Herz gegen den harten Boden pochte.

Sie lag zwischen der Kassiererin und der pelzbekleideten Frau, der Geschäftsführer hatte sich vor ihr fallen lassen. Sie sah das Schachbrettmuster der Fliesen, eine sich scheinbar endlos hinziehende Perspektive, wie ein Druck von Escher. Ein leichter Fett- und Staubfilm

überzog die Fliesen, bildete eine klebrige, rauhe Schicht unter ihrer Wange. Sie konzentrierte sich auf die dicken Sohlen der Schuhe des Geschäftsführers, mit Rillen, so tief wie das Profil von Traktorreifen. In den Rillen steckten Kaugummis, Kies und dunkle, klebrige Klumpen. Dann hörte sie ein unterdrücktes Wimmern und fragte sich, ob vielleicht jemand verletzt worden war. Dieser Laut ließ die Kassiererin mit den Pigmentflecken ebenfalls loswimmern und leise jammern: »Ich will nicht sterben, ich will nicht sterben.«

Severine drehte den Kopf leicht und sah, wie die Einbrecher in ihren teuren Turnschuhen zwischen den Geiseln hindurcheilten, mit Schritten so leichtfüßig und samten wie die von Katzen. Zwei von ihnen hatten die Waffen auf die ausgestreckt daliegenden Menschen gerichtet, die beiden anderen leerten die Kassen. Severine fing den Blick der Frau im Pelzmantel auf. Aus der Nähe sah sie viel älter aus, als Severine zunächst angenommen hatte. Ihr Gesicht war das eines merkwürdigen Babys, glatt und durch Schönheits-OPs ganz straff und eigenartig erstarrt, aber in ihren alten Augen spiegelte sich stummer Horror. Dieser Moment hatte für Severine etwas merkwürdig Metaphysisches, als hätte in den Sternen gestanden, dass jeder einzelne dieser Menschen um sie herum in genau diesem Moment an genau diesem Ort sein musste, um gemeinsam auf dem Bauch liegend darauf zu warten, dass sich ihr Schicksal erfüllte.

Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit auf eine Bewegung am Eingang gelenkt. Eine junge Frau hatte den Laden betreten, nicht viel älter als sie selbst und völlig ahnungslos. Sie trug ein orientalisches, vielleicht sogar muslimisches Gewand: eine blaue, bodenlange Tunika, um den Kopf ein lose geschlungenes Tuch. Sie wirkte so unschuldig, so weltfremd und war sich der Gefahr, in der sie schwebte, überhaupt nicht bewusst. Zu Severines Verwunderung schienen die Einbrecher sie nicht zu bemerken. Mit einem Mal wurde Severine ganz kalt. Sie musste diese Frau warnen, ohne dass die Bewaffneten etwas davon mitbekamen. Stillschweigend richtete sie all ihre Energie und Gedanken darauf, dass sie von hier verschwinden sollte.

Der freundliche Blick der jungen Frau fiel auf Severine. Ihre Augen trafen sich, und in Severines lag die stumme Mahnung, die inständi-

ge Bitte, diesen Ort sofort zu verlassen. Leider behielt die Frau ihren ruhigen, fast schon gelassenen Ausdruck bei, als würde sich hier mit den flach auf dem Boden liegenden Kunden und den Einbrechern an den Kassen nichts Ungewöhnliches abspielen. Vor lauter Angst wäre Severine fast ohnmächtig geworden. War dieses Mädchen einfältig oder einfach schwer von Begriff? Der Rosenduft war überwältigend. In einer gebieterischen Geste hob die Frau unvermittelt die Hand, richtete sich direkt an Severine.

»Hab keine Angst«, sagte sie.

Severine machte sich auf die Reaktion der Einbrecher gefasst, aber die waren weiterhin an den Kassen zugange, schienen sie nicht gehört zu haben. Dann schaute Severine wieder zum Eingang.

Die junge Frau war verschwunden.

Hatte sie aufgrund des Schocks etwa eine Halluzination gehabt? War die Frau überhaupt da gewesen? Merkwürdigerweise war ihre Angst jedoch verflogen, und eine ruhige Losgelöstheit hatte ihren Platz eingenommen. Die pelzbekleidete Frau zu ihrer Linken sah sie an. Ganz automatisch griff Severine nach ihrer Hand, und die Frau hielt ihre so fest, dass ihre Knöchel wie weiße Atolle hervorstanden. Dann wandte Severine den Kopf nach rechts zur Kassiererin und streckte ihr die andere Hand hin. Die heiße, feuchte Hand der Frau umklammerte ihre, als wäre sie ein Rettungsboot auf hoher See. James Chilenga lag direkt vor ihnen. Er schwitzte, sein Pistolenholster war leer. Freundlich und voller Zuversicht sah Severine ihn an. Ein unsichtbares Band der Liebe schien sie alle miteinander zu verbinden, ein unzerbrechliches goldenes Band so fein wie Seide, durch das Severine die geheimnisvolle Nachricht der jungen Frau weitergab. *Hab keine Angst.*

SAMSTAG

28. MÄRZ

Earth Hour – Die Stunde der Erde

1

Fred saß in seinem Wagen und sah zu, wie die Lichter in den Häusern entlang der Straße ausgingen. Eines nach dem anderen. Er warf einen Blick auf die Uhr an seinem Armaturenbrett. Genau zwanzig Uhr. Dann ging das Licht bei ihm zu Hause aus. Natasha nahm so etwas wie die Earth Hour – die Stunde der Erde – sehr ernst. Immer wieder geisterten ihr merkwürdige Ideen durch den Kopf. Ihm war das egal. Am besten war es, genau das zu tun, was die Nachbarn machten, um nur ja nicht aufzufallen.

Von außen sah das Haus unbewohnt aus: ein Siebziger-Jahre-Bau mit Holzverkleidung und Steinplatten. Nur zur Miete, so temporär wie jeder bisherige Wohnsitz von Fred Splinters. Inzwischen hätte er eigentlich etwas Besseres verdient. Der Gedanke, er könnte ein Versager sein, stieß ihm bitter auf. Das war kein guter, kein hilfreicher Gedanke. Weshalb hatte Natasha auf dieser Gegend bestanden? Sie mochte ihre »Alltäglichkeit«, hatte sie gesagt, und dass sie zu Fuß einkaufen gehen konnte. Allerdings lag das Haus auch unweit des Polizeireviers von Diep River, keine vier Blocks davon entfernt, was Fred so gar nicht passte. Um das Gesetz machte er lieber einen möglichst großen Bogen. Er betätigte den Toröffner. Das Metalltor erzitterte, ging einen Spaltbreit auf und blieb dann hängen. Das war nur eines der vielen Dinge dieser Bruchbude, die ihm unsäglich auf den Geist gingen. Es bedeutete, dass er aus seinem Toyota Camry – einem absichtlich unauffällig gewählten, neueren Modell – aussteigen und

das Tor selbst mit einem kurzen Ruck aufziehen musste. So sehr er auch danach suchte, noch hatte er die Ursache für diesen Defekt nicht herausgefunden. Dabei hatte er schon alles versucht: das Tor mit einem Three-in-one-Öl geschmiert, es zerlegt und wieder zusammengebaut, die Schienen und Räder überprüft. Einen Fachmann wollte er nicht zu Rate ziehen – er mochte es nicht, wenn fremde Handwerker in seinem Haus herumschnüffelten, wenn er nicht da war. Außerdem konnte er nicht darauf vertrauen, dass Natasha sich nicht doch irgendwie auffällig verhielt, sobald er ihr den Rücken zudrehte.

Er parkte das Auto, schaltete Scheinwerfer und Motor aus, ließ sich Zeit, um seine Gedanken zu sammeln. Gerade beschäftigte ihn Un erfreuliches. In letzter Zeit war Natasha nervöser als sonst gewesen. Sie war fast schon fahrig, seit sie in dieses Haus gezogen waren.

Einmal war er nach Hause gekommen, während sie unterwegs war, und hatte ihre Sachen durchsucht, dabei aber nichts Ungewöhnliches gefunden als eine alte, angeschlagene Tasse, die ganz hinten in einem der Küchenschränke stand. Darin befand sich ein Umschlag und in diesem ein Schlüssel. Ein Schlüssel für ein Postschließfach, von dem er nichts wusste. Zuerst hatte er mehr Informationen sammeln wollen, damit er auch wirklich etwas in der Hand hatte. Allerdings war die Versuchung zu groß gewesen, Natasha sofort mit dem Beweis ihres Betrugs zu konfrontieren.

»Was ist das?«

Natasha hatte erst auf den Schlüssel gestarrt, der auf seiner ausgestreckten Hand lag, und dann den Blick gesenkt. Es verschaffte ihm einen Kick, zu sehen, wie sie ihre Angst verbergen wollte. Und sie sollte auch verdammt noch mal die Hosen voll haben. Fred hatte einen Riecher für Angst, spürte sie, wie ein Tier Gefahr witterte.

»Hab ich noch nie zuvor gesehen«, log sie und strich sich nervös eine Strähne hinters Ohr. Eine weitere ihrer Angewohnheiten, die er ihr hatte abgewöhnen wollen.

Sie war eine kleine Frau, schwächlich, mit schmalen Hüften, und sah erstaunlich gut aus, wenn man bedachte, wie hart das Leben zu ihr gewesen war, damals, bevor Fred sie errettet hatte.

Er hielt ihr den Schlüssel vor die Nase. »Du behauptest also, dass du ihn noch nie zuvor gesehen hast?«

Ihr dümmliches Kopfschütteln beruhigte ihn keineswegs. Hätte sie nichts zu verheimlichen, dann wäre sie nicht so verängstigt.

Also war er zur nächstgelegenen Post gefahren, zu der in Plumstead, und hatte alle Postfächer durchprobiert. Bei einem passte der Schlüssel schließlich. Box 1240. Sie war leer. Er wusste nicht, ob er jetzt erleichtert oder enttäuscht sein sollte. Doch dieses Wissen würde ihm als Druckmittel gegen Natasha dienen.

Vorerst wollte er keinen Wirbel darum machen. Er musste geduldig mit ihr sein, sie in Sicherheit wiegen, damit sie nicht mehr so auf der Hut war, und dann zuschlagen.

Im Moment war sie bestimmt nervös, fragte sich, was Fred machte, wartete darauf, dass er endlich ausstieg. Sie würde es so einrichten, dass sie ihm die Tür öffnete, wenn er die Treppe von der Garage hochkam. Fred gefiel der Gedanke, dass sie den ganzen Tag darauf wartete, dass er nach Hause kam. Das war ja auch das Mindeste, was sie tun konnte – nach allem, was er für sie getan hatte. Hatte sie vor dem Dreck und der Armut eines Lebens auf der Straße errettet. Ihn schauderte bei dem Gedanken, was sie alles für Krankheiten mitgebracht haben könnte. Zum Glück hatte er sich in dieser Hinsicht weder mit ihr noch mit einer anderen Frau befleckt. Intimer Austausch war ihm noch nie angenehm gewesen. Töten war bereits ein sehr intimer Akt, und das praktizierte er nun wirklich zur Genüge.

Freds Zuhause war der einzige Rückzugsort von seinem anspruchsvollen Job. Er kam gern nach Hause, wo er sich von Natasha einen Drink bringen ließ, während er in seinem Bademantel von Woolworth in seinem La-Z-Boy-Sessel saß, die Füße hochgelegt und das Satellitenfernsehen eingeschaltet. Sie bereitete ihm sein Essen zu und setzte sich neben ihn, bereit, aufzuspringen und zu holen, wonach auch immer er verlangte. Wenn er über ihre gewohnte häusliche Hingabe nachdachte, konnte sich Fred nur schwer vorstellen, dass Natasha tatsächlich etwas vor ihm verheimlichte. Dieser Gedanke brannte wie eine heiße Nadel, die man ihm mitten ins Herz gestoßen hatte. In seinem Innersten klammerte er sich an die Hoffnung, dass sie unschuldig war.

Aber Freds Einschätzung von Menschen war von Zynismus geprägt. Und nichts in seinem Leben hatte ihn diese Schlussfolgerung je in Frage stellen lassen. Vielleicht rührte das von seiner Arbeit her, allerdings hatte er das Gefühl, dass Menschen nur auf Druck reagierten. Es machte ihm nicht unbedingt Spaß, anderen gegenüber gewalttätig zu werden. Aber das war nun einmal das, was er machte, es war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Nie reagierte er impulsiv oder nahm etwas persönlich. Genau das verschaffte ihm seinen guten Ruf. Er betrachtete das warme Flackern einer Kerze im Wohnzimmerfenster. Dann stieg er aus und ging ins Haus, wo Natasha ihn erwartete.

2

Es war so weit.

Annette Petroussis sah nach Kai und Alexi. Kais Füße ragten unter der Decke heraus, die Arme hatte er über den Kopf gestreckt. Sein jüngerer Bruder hatte sich auf dem Bett darunter eingerollt wie eine Schlange, Weezer, sein Warzenschwein-Kuscheltier, fest an sich gepresst, so dass das Fell des Plüschtieres sich mit den Haarbüscheln des Jungen vermischte. Annette schaltete das UFO-Nachtlicht aus. Callum quäkte in ihrem Arm. Kommenden Dienstag würde er acht Monate alt sein, und beständig war er hungrig.

Sie stützte das Baby auf der Hüfte auf, ging die Treppe hinunter, durch die Küche und das Esszimmer ins Wohnzimmer, wo sie Lampen und Oberlichter ausschaltete. Langsam gewöhnten sich ihre Augen an die dunklen Räume, die jetzt von den vielen Kerzen, die sie zuvor angezündet hatte, in warmes Licht getaucht wurden. Sie kam der Aufforderung zur Einhaltung der Earth Hour nach. Melanie Lyle-Davis (ihre neue Busenfreundin, wie der alles verunglimpfende Jaco sie nannte) hatte Annette überredet, an der internationalen Kampagne teilzunehmen, um auf die Erderwärmung aufmerksam zu machen, indem sie am letzten Märzsamstag alle Lichter für eine Stunde löschte.

Es verschaffte Annette eine gewisse Befriedigung, dass sie sich mit je-

mandem wie Melanie Lyle-Davis – mit ihrem zugeknöpften Upperclass-Akzent und dem weit zurückreichenden Kapstadt-Stammbaum – angefreundet hatte. Melanie und ihre Clique von tennis- und bridgespielenden Lesekreisfreundinnen. Tadellos herausgeputzte Frauen, die immer über irgendeinen Insiderwitz miteinander zu lachen schienen. Annette war die Blenderin unter ihnen, und eines Tages würde man das von ihrer erbärmlichen öffentlichen Schule herausfinden, von ihrer ehemals als Kaufhausverkäuferin arbeitenden Mutter und ihrem behinderten Vater, der den Großteil seines Lebens arbeitslos gewesen war.

Annettes (und Jacos) Angst um ihre gesellschaftliche Stellung hatte sie dazu getrieben, dieses überteuerte Anwesen mit dem widersinnigen Namen Dieu Donné zu erstehen. »Eine äußerst begehrte Enklave«, wenn man dem Geschwätz des Maklers Glauben schenken wollte. Privat und exklusiv. So privat und exklusiv, dass sie tagein, tagaus kaum eine Menschenseele von nebenan sah, geschweige denn mit jemandem sprach. »Angrenzend an historische Winzerbetriebe und völlig nachhaltig mit Fynbos-Pflanzen, Solarheizung und Schmutzwasseraufbereitung. Hochmoderne Alarmanlagen gewährleisten einen sorgenfreien Schlaf.« Annette und Jacob hatten die dreireihigen Elektrozäune, die mit Schlagb  umen versehene Zufahrt und die Vierundzwanzig-Stunden-Überwachung beruhigt. Das war annähernd der höchste Grad an Sicherheit, den man in Südafrika bekommen konnte.

Hier war es so sicher, dass Annette von einem Gefühl der Unverletzlichkeit eingelullt war und es mit der Alarmanlage nicht mehr so genau nahm. Mehr als einmal hatte sie morgens nach dem Aufwachen festgestellt, dass sie die Alarmanlage über Nacht nicht eingeschaltet gehabt und somit ganz unbewacht geschlafen hatte. Das Problem war ihr Gedächtnis. Dieses vom Stillen vernebelte, vergessliche Gehirn. Sie machte sich eine mentale Notiz, die Alarmanlage heute Nacht auf keinen Fall zu vergessen. Nicht, wenn sie mit den Jungen allein zu Hause war.

Sie ging zur zweieinhalb Meter breiten Glasschiebet  r, die zum Spiel- und Grillbereich beim Langschwimmbecken mit Salzwasser führte.

Ein gepflegter Rasen erstreckte sich bis zu den geschickt gepflanzten Sträuchern, die die klickenden Elektrozäune verbargen. Die undeutliche Silhouette der Constantiaberge hob sich vom Himmel ab. Eine vorbeiziehende Wolke verfinsterte den Mond vorübergehend, ließ die Nacht noch dunkler erscheinen. Im größten Teil des Constantia-Vorortes gab es keine Straßenlaternen; die Bewohner waren strikt dagegen, führten an, das würde den »ländlichen Charakter« des Tales beschädigen. Annette zog die schweren Vorhänge zu, kapselte das Wohnzimmer ab, milderte damit die erdrückende Wirkung der plattenartigen Wände und der hohen Decke des zweigeschossigen Raumes. Das freiliegende Gebälk und die Oberlichter erinnerten an eine Kathedrale oder Kirche, was die Enya-CD noch verstärkte, die leise über eine nicht zu sehende Anlage abgespielt wurde. Wie alle anderen Häuser dieser Siedlung war auch dieses von einem bekannten Architekten und Bauunternehmer designt worden, der das Grundstück gekauft und Dieu Donné erbaut hatte.

»Er ist ein gieriger Frauenhasser«, hatte sich Annette bei Jaco über ihn beschwert, nachdem die Pläne ohne irgendeine der Änderungen, um die sie gebeten hatte, zurückgekommen waren.

»Bei jemandem wie Gray Langford kannst du nicht erwarten, dass er auf deine ganzen Wünsche und Ideen eingeht.« Jaco war wieder einmal missmutig. So langsam wurde das zur Gewohnheit.

»Er bekommt genug Geld von uns dafür. Außerdem muss ich hinterher in diesem Haus leben.«

»Er ist der Mann der Stunde. Er designt und entwickelt exklusive Golf- und Wohnanlagen. Für ländliche Cottages mit Rosen an der Tür ist er nun mal nicht der richtige Ansprechpartner.«

Was war mit Rosen an der Tür verkehrt? Sie stellte sich vor, wie sie zusammen mit ihren drei Söhnen in einem Knusperhäuschen wie dem von Hänsel und Gretel wohnte. Für gewöhnlich waren sie zu viert. Jaco war ständig auf irgendeiner Geschäftsreise.

Callum quäkte erneut, seine dralle Babyhand griff nach ihrer Brust. Mit etwas Glück würde er wieder einschlafen, wenn sie ihn gestillt hatte. Das Kerzenlicht war beruhigend; sie fühlte sich schläfrig und entspannt und freute sich darauf, bald ins Bett zu gehen. Die Jungen

waren ganz schön anstrengend, selbst mit der Hilfe einer erst vor kurzem eingestellten (und prompt wieder entlassenen) ungehobelten Hausangestellten. Nach Annettes Rüge, weil die Dienstbotentür unverschlossen geblieben war, nachdem die Frau die Mülltonne von draußen hereingeholt hatte, war die Hausangestellte noch mürrischer geworden, und so hatte sich Annette von ihr trennen müssen. Die Dienstbotentüren waren die Schwachstelle des gesamten Sicherheitssystems von Dieu Donné. Das Problem war, dass sie zur Beruhigung der Constantia Residents' Association, der Anwohnervertretung, installiert worden waren, die verlangt hatte, dass jede Einheit mit einem Gartentor versehen wurde, um die massive Mauer der Wohnanlage zu durchbrechen und so eine gewisse Illusion von Nachbarschaft aufrecht zu erhalten. Im Gegenzug hatten die Bauunternehmer die Palisaden dann mit drei Reihen Elektrozaun versehen. Es war nur schwer vorstellbar, dass etwas weniger Ähnlichkeit mit einem Gartentor hatte, über das man sich mit seinem Nachbarn unterhielt. Jetzt wurden sie als Dienstbotentüren genutzt und nur dann geöffnet, wenn die städtischen Mülltonnen für die Müllabfuhr nach draußen gestellt werden mussten.

Annette ging den Gang hinunter zum Elternschlafzimmer und bedauerte, den überkauften türkischen Läufer nicht gekauft zu haben, der sie tags zuvor in einem Teppichladen angelacht hatte. Der Gang machte einen so kahlen Eindruck, er brauchte etwas, das ihn weicher wirken ließ.

Shoppen gehen. Die Droge ihrer Wahl. Jaco verdiente die Knete, sie gab sie aus. Worüber beschwerte sie sich? Warum nur war sie so kreuzunglücklich und frustriert?

Weicher Teppich dämpfte ihre Schritte, sobald sie das Schlafzimmer betrat. Sie erfreute sich an dem Anblick des luxuriösen Bettzeugs und der Rosen in den Kristallvasen. Das erinnerte sie daran, dass sie Jaco Petroussis aus diesen Gründen geheiratet hatte. Wegen des Gray-Langford-Hauses, der Urlaube in Italien und der privaten Eliteschulen für ihre Söhne.

Nur um dann herauszufinden, dass es nicht ausreichte, einen Ehemann zu haben, der Millionen gemacht hatte. Das Geld kam näm-

lich von einer Dentalsoftware, die vor allem von gesellschaftlich aufstrebenden Russen genutzt wurde. Nicht ausreichend, damit Leute wie Melanie Lyle-Davis ihre Oberklassenlippe nicht kräuselten, als Annette ihr sagte, womit Jaco sein Geld verdiente. Wenigstens hatte sie einen Ehemann. Auch wenn Melanie die Freiheit und die beachtlichen materiellen Annehmlichkeiten nach der Scheidung von ihrem reichen Ex-Mann zu genießen schien. Annette ignorierte die sie beständig umtreibende Angst bezüglich ihrer gesellschaftlichen Stellung und betrachtete sich eingehend in den vielen Spiegeln im Zimmer. Sie hatte noch immer das Outfit für den Yogakurs an: graues, gut geschnittenes T-Shirt mit einer offen getragenen Kapuzenjacke, dazu eine passende Yogahose. Yoga war ermüdend, schmerzhaft und verwirrend, außerdem hatte es keine erkennbaren Auswirkungen auf ihre Rundungen und Extrapfunde nach der Schwangerschaft.

Callum zappelte ungeduldig, er hatte Hunger. Vom ersten Moment an hatte sie ihren jüngsten Sohn abgöttisch geliebt, und sie beide bildeten eine untrennbare Dyade. Seine Haut war ihre, sein Atem ihr eigener. Natürlich liebte sie auch Kai und Alexi. Ihre perfekten kleinen Männer. Aber Callum war derjenige, der sie das schmerzhaftes Schweigen vergessen ließ, wenn sie mit Jaco allein war, die beiläufige Art, in der er ihr seine Jacke reichte, wenn er nach Hause kam, sein verschwundenes Interesse an Sex – zumindest mit ihr.

Sie wickelte einen Schal um Callum. Handbesticktes Kaschmir. Eine der vielen erlesenen Sachen, von denen sie früher nichts gewusst hatte und ohne die sie sich ihr Leben inzwischen nicht mehr vorstellen konnte. Sie hatte Jaco aus dem Wunsch nach einem solchen Leben heraus geheiratet. War es geldgierig, einen Partner zu wählen, der ihrer Familie das Beste bieten konnte? Ihre Mutter hatte sich mit solchen Überlegungen nicht beschäftigt. Hatte nicht innegehalten, um darüber nachzudenken, dass es vielleicht nicht fair war, so spät noch ein Kind zu zeugen. Ein Kind, das man nur für ein paar Stunden sah, wenn man erschöpft von der Arbeit nach Hause kam. Ein Kind, das man den ganzen Tag in einer schmutzigen Wohnung einsperrte. Nein, dann doch lieber ein Leben lang Jacos miese Laune und sein Schweigen ertragen. Zum Glück musste sie beides heute

Abend nicht aushalten. Dieses Mal war Jaco in Amsterdam. Zweifels- ohne genoss er die Bumslokale seiner osteuropäischen Geschäftspart- ner, denen er einen überzeugenden (und übertrieben teuren) Plan für ihre »kieferorthopädische Verjüngung« präsentierte. Müßig dachte sie an Jacobs Bemerkung, Melanie Lyle-Davis' Zähne seien »kleine, glänzende Perlen«.

Auf dem Bett legte sie sich Callum in die Armbeuge und öffnete ih- ren Still-BH. Beim Geruch der Milch wurde sein Quäken lauter. Gierig zerrte er an ihr, bis sich sein Mund um ihre Brustwarze schloss und er die Milch mit einem ziehenden, fast schon schmerzhaften Einschießen herausaugte. Zunächst schluckte er ganz wild, erstickte dabei fast, dann wurde sein Saugen regelmäßiger.

Annette streichelte über seinen flaumigen Kopf, bestaunte eine blaue Vene, die unter der Haut der Fontanelle pochte. Seine seesternförmige Hand griff nach ihrem Finger, seine Augen waren nach hinten gerollt, das Saugen verwandelte sich in ein gelegentliches Zucken der Lippen. Zusammen sanken sie in einen zufriedenen Halbschlaf.

Zunächst hielt sie den Lichtblitz im Spiegel für den Widerschein ei- ner Kerze. Aber dafür war er zu hell, zu scharf, ein kaltes, grelles Licht, das nach etwas suchte. Im Spiegel sah sie, wie etwas rasch zur Glastür huschte, das Aufblitzen einer Taschenlampe. Die Tür wurde aufgeschoben, und dann waren sie auch schon im Zimmer. Alles ging so schnell, dass sie ihre dunklen Gestalten und vermummten Gesich- ter kaum wahrnahm. Sie waren zu zweit. Einer hatte eine Waffe. Er sagte etwas. »Wie bitte?«, fragte sie, als hätte sie eine höflich gestellte Frage nicht verstanden. Die Pistole wurde ihr an die Schläfe gepresst, ein kalter, harter Druck. Mit einem Mal wurde sie sich ihrer Blöße bewusst und zog ihr T-Shirt nach unten. Callum war zu überrascht, um gegen das plötzliche Herausziehen der Brust zu meckern.

Der kleinere, stämmigere der beiden kauerte da, als würde er nicht weiterwissen. Der Bewaffnete erhob die Stimme in Xhosa, ballerte mit wütenden Schnalzlauten Fragen heraus. Beide wirkten aufge- wühlt, leicht verwirrt, irgendwie überrascht. Der Kleinere wider- sprach, rollte mit den Augen wie ein in Panik geratenes Pferd. Seine schwankende, schrille, wenngleich leicht gedämpfte Stimme, verriet

ihr, dass er sehr jung war, gerade mal ein Teenager, und schrecklich nervös. Die Worte »jugendlicher Straftäter« kamen ihr in den Sinn. Der Bewaffnete, ganz offensichtlich der Anführer, bellte Anweisungen, und der Jüngere ging zu ihrem Schminktisch, wo er die Schubladen und Schmuckschatullen durchsuchte. Der Reißverschluss seiner formlosen, viel zu großen Windjacke war bis zum Hals zugezogen, seine breiten Hüften steckten in einer viel zu kleinen Baggy Jeans. Er hatte einen Rucksack dabei, in den er hauptsächlich wertlosen Modeschmuck stopfte, zusammen mit ein paar wertvolleren, auf dem Schminktisch herumliegenden Stücken, die sie aus Faulheit noch nicht in ihre Schmuckschatulle zurückgelegt hatte.

Ich werde hier gerade überfallen, musste sie denken. Mein Haus wird gerade von Einbrechern, vielleicht sogar Vergewaltigern und Mördern heimgesucht ...

Ein Alarmknopf war versteckt neben dem Bett angebracht, aber sie wagte es nicht, sich mit Callum auf dem Arm danach zu strecken. Wie beiläufig fragte sie sich, wie die beiden die verschlossenen Türen mit Gray Langfords architektonisch designten Sicherheitsschlüsseln aufbekommen hatten.

Der Anführer stand so dicht bei ihr, dass sie die Seife oder das Deo riechen konnte, das einen säuerlichen, chemischen Geruch an ihm verdeckte. Der Jüngere durchwühlte ihre Prada-Tasche, die sie beim Urlaub in Italien letztes Jahr gekauft hatte. Er holte ihren Geldbeutel mit den Kreditkarten und etwa sechshundert Rand Bargeld heraus und gab alles dem Anführer. Callum tauchte aus seiner gesättigten Benommenheit auf und fing leise an zu maunzen.

O Gott, bitte jetzt keine Kolik.

»Ich muss das Baby hochnehmen«, erklärte sie dem Anführer leise, mit ruhiger Stimme. Er verlagerte sein Gewicht auf dem Bett, und der Druck der Pistole ließ nach. Im Spiegel erhaschte sie einen Blick auf sein maskiertes Gesicht mit den zusammengekniffenen Augen. Sehr vorsichtig presste sie Callum an ihre Schulter und klopfte sachte auf seinen Rücken. Das Baby schmiegte sich an ihren Hals, suchte schläfrig nach der anderen Brust. Dann erhaschte sie einen Blick auf den Jüngeren, der vom Zimmer auf den Gang tappte, und erstarrte.

Die Jungs! Sie schliefen oben, ahnten von nichts.

»Weck meine Kinder nicht auf!«, rief sie ihm nach, ganz entsetzt darüber, wie die Worte aus ihr herausgebrochen waren: die gebieterische weiße Madam, die ihre Anweisungen brüllte. Der Jüngere verschwand aus ihrem Sichtbereich. Der Lehrling, der sein erstes Blut verströmen lassen sollte ...

Die Gedanken rasten durch ihren Kopf wie Ratten durch einen Käfig. Sie hatte gehört, dass die Initiationsriten zur Aufnahme in eine Gang danach verlangten, einmal zu morden, damit sollte eine Bindung zur Gang geschaffen werden. Angestrengt lauschte sie den Schritten des Jüngeren auf der Treppe, wie er die Türen zu den oben liegenden Zimmern öffnete.

Gästezimmer, Badezimmer.

Das Kinderzimmer der Jungs.

Lieber Gott, bitte lass sie weiterschlafen.

Vor lauter Angst saß sie ganz steif da, die Pistole an ihrem Rücken, und lauschte dem schweren Atem des Anführers, bis sie hörte, dass der Jüngere wieder zurückkam, anmutige Schritte für einen so drallen Jungen. Er tauchte im Türrahmen auf und sagte etwas auf Xhosa. Der Anführer presste die Pistole fester zwischen ihre Schultern. »Wer ist oben?«

»Meine Söhne. Sie sind noch klein. Fünf und acht.«

Sie musste sich auf den Anführer konzentrieren. Er war die Schlüsselfigur. Ihm musste sie klarmachen, dass sie und ihre Kinder Menschen waren. Ein Mensch wird durch einen anderen Menschen zum Menschen. Ubuntu. Wem machte sie hier etwas vor? Dieser abgedroschene Satz war ausgelutscht und wenig überzeugend. Sie hatte bewaffnete Kriminelle vor sich. Vielleicht sogar Mörder.

Alle sagten, in Kapstadt sei es sicherer. Hysterisches Gelächter stieg in ihr auf. Die Unbekümmertheit der Verdammten. Sie durfte jetzt nicht die Kontrolle verlieren.

Wieder wurde sie von der Pistole gepiesackt, ein schmerzhaftes, un-nachlässiges Bohren. Der Anführer wollte, dass sie sich bewegte.

Sie schob sich vom Bett, presste Callum so fest an ihre Schulter, dass er mit einem leisen Schrei dagegen aufbehrte. Die beiden gingen

hinter ihr her, als sie sie weg von den Treppen, hin zu den Wohnräumen führte. Weg von Kais und Alexis seliger Ahnungslosigkeit.

Den Gang entlang zur Küche. Der Läufer würde hier so toll aussehen – ein Gedanke, der aus einer anderen Zeit, einem anderen Raum zu stammen schien. Durch welchen Akt unwissender Gnade konnte sie jemals so besessen von Teppichen und Läuferten gewesen sein?

Callum stieß einen lauten Rülps aus und gurrte dann glücklich. Gefüttert, gewickelt, hellwach und ganz fasziniert von der maskierten Kreatur, die er über die Schulter seiner Mutter erblickte. Das Monster mit der Pistole in ihrem Rücken. Sie dachte daran, wie seine plumpe Babyhand nach dem kalten Metall griff ... solche Gedanken musste sie sich verbieten, sonst würde sie noch wahnsinnig. Sie musste im Hier und Jetzt bleiben. Im gegenwärtigen Moment damit klar kommen, von Minute zu Minute, Sekunde zu Sekunde. Die gehauchten Ermahnungen ihres Yogalehrers fielen ihr ein: »Tief ein- und ausatmen, konzentriert euch auf eure Mitte, Ladys.« Überrascht stellte sie fest, dass diese Technik zu funktionieren schien. Sie durchlebte das Gefühl, auf sich selbst herabzusehen, losgelöst und ruhig. »Wir wollen die Laptops.« Das war die gedämpfte Stimme des Anführers hinter ihr.

Sie führte sie in Jacos Büro und schaltete das Licht ein. Ihr neues iPad lag auf dem Schreibtisch. Ein Weihnachtsgeschenk von Jaco, kaum benutzt, höchstens für das Aufbewahren von Schnappschüssen und das gelegentliche Mailen und Skypen mit ihrer Schwägerin in Australien. Der Jüngere steckt es in den Rucksack. Wer würde das iPad benutzen? Der Gedanke, dass Fremde auf persönliche Fotos ihrer Familie starrten, war unerträglich für sie. Wie sie auf ihr millionenschweres Haus stierten, ihre Klamotten und die letzten technischen Spielereien begafften. Fremde, die Leute wie sie hassten. Die selbst ihre Kinder hassten. Sie wurde immer ungehaltener, gereizter und hätte am liebsten laut aufgeschrien: »Wie könnt ihr es wagen? Verschwindet aus meinem Haus, verdammt noch mal!«

Sie waren im Wohnzimmer. Der Anführer gab dem Jüngeren die Waffe und schraubte den Flachbildfernseher von der Wand. Dann nahm er die Pistole wieder an sich, während der Jüngere den Multi-

media-Player einsteckte. Ihr Vorgehen hatte eine merkwürdige Theatralik, wie die eines schlechten Horrorfilms; dieser Special Effect der angezündeten Kerzen, deren Schein über ihre Masken flackerte und die Schatten ihrer Gesichter an die Wand warf. Die Kerzen in ihren Schalen aus Muranoglas. Schalen, die sie in Venedig gekauft hatten, wo sie mit Jaco Jakobsmuscheln gegessen und über Kunst diskutiert hatte, während die Jungs im Hotel von einer mürrischen bosnischen Babysitterin betreut wurden. Sie waren gerade von der Biennale gekommen, Jaco hatte einen leicht verwirrten Eindruck gemacht, und Annette hatte vorgegeben, die hässlichen, rätselhaften Installationen, die als Kunst galten, verstanden zu haben. Bis zu diesem Moment war ihr Leben nichts als eine erbärmliche Pantomime gewesen, die Imitation eines Lebens, in dem sie immer versucht hatte, eine andere zu sein. Intelligenter, reicher, kultivierter.

Die Pistole stieß sie in den Rücken. Der Anführer hatte eine Frage gestellt.

»Wie bitte?«

»Geld.«

»Wir haben kein Bargeld im Haus.«

»Was ist mit einem Tresor?« Seine Stimme klang angespannter. Weshalb dachte sie, dass hier gerade etwas nicht nach Plan lief? Verfolgten Kriminelle wie die beiden überhaupt einen Plan?

»In der Garage. Aber da ist kein Geld.« Ihre Stimme war die einer anderen. Einer ruhigen, furchtlosen Person.

Der Anführer stieß sie mit der Pistole vorwärts. »Los!«

Schon gut, du Arschloch. Ich weiß, dass du eine verdammte Pistole in der Hand hast, knurrte sie innerlich, erfasst von einer unbändigen Wut.

Sie tapsten hinter ihr her in die Küche, durch die dunkle Waschküche, wobei der Jüngere sich mit dem schweren Rucksack und dem Flachbildfernseher abkämpfte. Sie öffnete die Tür zur Garage, tastete im Dunkeln nach dem Lichtschalter und blinzelte, als sich auf einmal das elektrische Licht einschaltete.

Der Audi stand in der Garage von Jacos Büro, also schaute sie hier nur der Volvo anklagend an, verspottete Annette für die Verrücktheit

seines Kaufs, für ihre sinnlose Eitelkeit. Ein Panzergefährt mit Allrad, um vom Haus zur Schule, zum Einkaufen und zurück zu fahren. Sie ging zu der kleinen Nische rechts neben der Tür zur Garage, in der der Tresor stand. Der Jüngere stellte Rucksack und Fernseher ab. Der Anführer stand ganz dicht bei ihr, die Pistole eine stets präsente, untrennbare Erweiterung seiner Gegenwart.

Annette schob Callum auf die linke Hüfte und drückte dann auf das Scharnier, das die kleine versteckte Tür des Tresors öffnete. Sie gab den Code ein, überrascht darüber, dass sie sich so gut an die Kombination erinnerte, dass sie die Zahlen ohne zu zögern eintippte. Der Trick bestand darin, nicht nachzudenken. Nicht darüber nachzudenken, was sie tun würden, wenn kein Geld darin war. Ihre Wut oder den Preis, den sie einfordern würden, nicht vorhersehen zu wollen. Problemlos öffnete sich der Tresor. Sie trat zurück, als der Anführer hineingriff. Er holte Jacos Pistole hervor und überprüfte ihre Sicherung, ehe er sie einsteckte. Dann trat er zurück und ließ den Jüngeren durch das Bündel Unterlagen, Testamente, Versicherungen und Rentenpapiere stöbern. Mit zunehmender Gereiztheit warf der alles auf den Boden. Seine Sturmhaube war nach unten gerutscht, bedeckte seine Augen nur noch halb und hing schief über seinem Mund, wie bei einem entstellten Clown. Der Anführer wippte auf den Fußballen. Wut erfüllte seinen angespannten Körper.

»Wo ist das Geld?«, wollte er wissen.

Unkontrolliertes Zittern erfasste Annette. »Ich habe dir doch gesagt, dass wir kein Bargeld im Haus haben.«

Plötzlich stieß Callum einen schreckerfüllten Schrei aus. Der Anführer versteifte sich, als wäre er zurückgestoßen worden. Sie drückte das Baby fest an sich, versuchte ihr Zittern zu bezwingen und wünschte sich inständig, er würde aufhören zu schreien. »Es tut mir leid, er ist müde«, sagte sie immer wieder entschuldigend, etwas lauter, um gehört zu werden.

Der Anführer sagte etwas zum Jüngeren und deutete mit dem Kinn auf sie.

Daraufhin streckte der Jüngere die Arme aus. Schreckerfüllt wurde Annette klar, dass er ihr Callum abnehmen wollte. »Nein ...« Ab-

wehrend schüttelte sie den Kopf. »Nein, bitte nicht. Dann schreit er nur noch mehr.«

Der Jüngere beugte sich vor und nahm ihr Callum aus den kraftlosen Armen. Überrascht hörte Callum auf zu weinen und starrte auf das fremde, wollverhüllte Gesicht.

Der Anführer stieß sie weiter zur Zugangstür der Küche. Widerstrebend ging sie dorthin, drehte sich um, weil sie sehen wollte, was der Jüngere mit Callum machte.

»Bitte. Bitte, tut meinem Baby nichts an.« Sie schämte sich über das Zittern in ihrer Stimme, über das klägliche Entsetzen.

Sie waren in der Küche. Wollte der Anführer sie etwa vergewaltigen? O bitte, lass die Jungs nicht aufwachen. Kerzenlicht flackerte über die Arbeitsfläche. Ihr war so kalt, sie war durchgefroren bis auf die Knochen. Was auch immer er mir antun will, ich muss ihn einfach machen lassen, dachte sie. Callum ist erst acht Monate alt, er darf mich nicht verlieren.

Der Anführer fand den Lichtschalter, und mit einem Mal war die Küche hell erleuchtet wie ein Gemälde. Ein halbleerer Joghurtbecher stand auf dem Eichentresen, zusammen mit zwei benutzten Tellern und Löffeln, die Überreste des Snacks der Jungen vorm Zubettgehen. Die Uhr zeigte 8.25 Uhr an. Das war unmöglich. Es waren doch bestimmt schon Stunden vergangen! Wenn sie nur die Zeit zurückdrehen und zwanzig Minuten zurückgehen könnte. Zu einer Welt mit mikrowellengeeigneten Makkaroni-Käse-Gerichten von Woolworths, Yogastunden und den beiden identischen Batman-Winterschlafanzügen, die sie für die Jungen gekauft hatte, damit sie sich nicht stritten. Eine schreckliche Eingebung ließ alles in ihr zusammenkrampfen. Was, wenn sie ihre Kinder nie wiedersehen würde?

»Nimm die Autoschlüssel«, sagte der Anführer.

Annette fischte die Schlüssel aus einer Schale auf dem Tresen. Die Schale war grün und hatte hellgrüne Blätter im Fünzfziger-Jahre-Stil. Sie hatte ihrer Mutter gehört, eines der wenigen schönen Dinge in der entsetzlich bedrückenden Wohnung. Ihr kam in den Sinn, dass sie die Schale schon seit Jahren nicht mehr richtig angeschaut hatte.

Sobald sie die Schlüssel in der Hand hatte, nahm der Anführer sie ihr ab. Dann schob er sie zurück in die Garage.

Sie hatte den Volvo vorhin wohl nicht abgeschlossen, denn der Jüngere war damit beschäftigt, den Fernseher in den Kofferraum des Wagens zu hieven. Keine Spur von Callum. Speichel sammelte sich in ihrem Mund, und ihr war mit einem Mal ganz schlecht. »Wo ist mein Baby?«

Der Jüngere zeigte auf das Auto. Sie rannte dorthin, ignorierte die Warnung, die der Anführer ihr zurief. Callum lag auf dem Rücksitz, in den Kaschmirschal gewickelt, seine Augen waren geschlossen. Sie riss die Tür auf und griff nach ihm. Durch ihre Berührung fing er an, sich zu bewegen. Er war eingeschlafen. Mit einem trockenen Schluchzer stieß sie den Atem aus, den sie die ganze Zeit angehalten hatte. Fluchend zog der Anführer sie weg und schubste sie zur Fahrerseite des Wagens. Er schrie den Jüngeren an und warf ihm Jacos Waffe zu. Ungelenk richtete der die Waffe auf Annette. Der Anführer steckte sich seine Waffe in den Hosenbund, bevor er die Fahrertür öffnete. Halb kauern und beugte er sich in den Wagen und riss nur mit Hilfe des Innenlichts einen Teil des Armaturenbretts schnell und gekonnt ab. Dann glitt er unter das Auto. Annette wurde klar, dass er das Ortungsgerät entfernte und dass er das nicht zum ersten Mal machte. Er schob sich unter dem Auto hervor, stand auf, öffnete die Fahrertür erneut. »Steig ein.«

Einen Moment lang war sie wie betäubt, dann wurde sie panisch. »Nein, bitte, gebt mir einfach mein Kind, ihr könnt das Auto haben. Ich sage auch niemandem etwas, versprochen.«

Der Anführer sagte etwas an den Jüngeren gerichtet, dann lachten beide, beim Jüngeren war es ein nervöses Kichern, beim Anführer ein humorloses Glucksen. Der Jüngere stopfte den Rucksack in den Kofferraum und klappte ihn zu.

Hektisch ging Annette alle möglichen Alternativen ihrer Lage durch. Sie musste sie überreden, Callum hierzulassen. Allerdings würde sie ihn irgendwie festbinden müssen. Er legte bereits beachtliche Strecken zurück, wenn er losrobbte. Sie könnte ihn im Autositz in die

Küche stellen, aber dort würde er vermutlich stundenlang weinen, bis die Jungen aufwachten. Diese Vorstellung, wie verängstigt und verzweifelt er sich dort fühlen musste, weil niemand zu ihm kam, war für sie unerträglich. Würde sie ihn aber nach oben zu den Jungen bringen, dann könnten diese aufwachen und panisch werden und würden dann vielleicht angeschossen oder gezwungen, dabei zuzusehen, wie sie vergewaltigt oder ermordet wurde. Sie waren sicherer, wenn sie nichtsahnend weiterschlieften. Die Zeit für eine Entscheidung verfloß schnell. Sie musste ruhiger werden; sie war kaum fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Mit etwas Glück wachte Callum nicht vor den Jungen auf. Rein instinktiv wollte sie sich auf keinen Fall von ihrem Baby trennen, aber sie musste hier die Biologie außer Acht lassen und eine vernünftige Entscheidung treffen. Ein falscher Schritt könnte Callum oder die Jungen das Leben kosten.

»Ich fahre euch, wohin ihr wollt, und mache, was immer ihr wollt, aber ihr müsst mein Baby hierlassen, bitte.« Sie versuchte sich normal anzuhören, als wäre das eine völlig vernünftige Bitte. Ihre Stimme war angenehm, leise.

»Steig ein.« Die Pistole wurde an ihre Schläfe gepresst.

»Nein, bitte. Ich flehe euch an, lasst das Baby hier.« Ihre Stimme zitterte, und kurzzeitig überwältigte sie die Scham ihrer äußersten Hilflosigkeit. »Ohne ihn wäre es einfacher.«

»Steig ein, oder es wird dir leidtun.« Der Jüngere stieß einen unterdrückten Laut aus, der sowohl Widerspruch als auch Zustimmung sein konnte. Natürlich wollten sie Callum mitnehmen. Er war ihre Absicherung, ihr Druckmittel, eine Möglichkeit, sie zu kontrollieren. Sie hatte sich immer vorgestellt, dass sie in der Lage wäre, sich aus einer solchen Situation herauszureden. Wie anmaßend und arrogant von ihr. Wie erbärmlich, wie unsäglich naiv.

»Dann lasst ihn mich in den Autositz schnallen«, sagte sie.

Der Anführer nickte. Sie beugte sich zum Rücksitz und hob Callum hoch. Er zuckte zusammen, riss die Augen weit auf. Sie mühte sich ab, ihn in den Sitz zu setzen und die Gurte einrasten zu lassen; ihre Hände waren ungeschickt und unkoordiniert. Callum kreischte und weinte unruhig, ehe er dann glücklicherweise wieder einschlief. An-

nette setzte sich auf den Fahrersitz, der Jüngere neben sie auf den Beifahrersitz. Der Anführer saß hinter ihr und drückte ihr den Pistolengriff in den Nacken. »Fahr!«, verlangte er.

Annette ließ den Motor an. Ein Kinderlied ertönte lauthals aus den Boxen, eine klangvolle Comicstimme, begleitet von misstönenden Instrumenten.

*Mud, mud, glorious mud,
Nothing quite like it for cooling the blood*

Alexi, der an diesem Nachmittag als Letzter ausgestiegen war, hatte an den Knöpfen herumgespielt und die Lautstärke dabei wohl ganz aufgedreht.

And there let me wallow in glorious mud!

Ein Song über ein Nilpferd im Schlamm, bei dem ihre Söhne mitgesungen hatten, als sie von Kais Karatestunde zurückkamen. Sie hatte auf die eichengesäumten Alleen und die gepflegten teuren Häuser geschaut, und ihre Stimmung hatte sich aufgehellt. Meine Kinder haben all das, was ich nie hatte, hatte sie gedacht.

Sie stellte den Song aus. Er verstarb mitten im Vers, zurück blieb nur das sanfte Schnurren des teuren schwedischen Motors. Sie richtete den Rückspiegel aus, wobei ihr Blick auf den gesichtslosen Wollkopf des Anführers fiel, aus dem nur ein Auge böseartig aufblitzte.

Das elektronische Tor fuhr hoch und klappte an der Garagendecke zusammen wie ein Fächer. Sie schaltete die Scheinwerfer ein, fuhr rückwärts aus der Einfahrt, dann weiter zum Schlagbaum an der Zufahrt. Der Anführer beugte sich auf dem Rücksitz nach unten, und der Jüngere duckte sich unter das Armaturenpult. In dem hell erleuchteten Wachhäuschen vor ihr erstrahlte der rasierte Kopf von Johannes, der über eine Zeitung gebeugt dasaß. Hinter ihm flackerten zahlreiche Monitore gänzlich unbeachtet vor sich hin. Der Wachmann schaute auf, als das Auto näher kam, und der Schlagbaum ging nach oben.

Annette konzentrierte sich mit aller Kraft darauf, Johannes mit Blicken zu alarmieren. Johannes, an den sie noch nie einen zweiten Gedanken verschwendet hatte. War er verheiratet? Hatte er Kinder? Sie hörte leise Gospelmusik aus einem Radio und sah verzweifelt, wie sich sein Kopf wieder über die Zeitung senkte, als sie an ihm vorbeifuhren.

Jetzt hatten sie die Wohnanlage verlassen, und sie war ihnen völlig ausgeliefert.

»Links«, sagte der Anführer.

Sie bog auf die Constantia Main Road Richtung Nek ab. Es nieselte leicht. Sie schaltete die Scheibenwischer ein. Gehandicapt durch die zu großen Handschuhe spielte der Jüngere mit Jacos Pistole herum, ein Bein zitterte nervös, als wäre er gelähmt. Ein unerfahrener Teenager, schreckhaft und versessen darauf, sich zu bewähren, der eine Waffe in der Hand hatte, ohne die geringste Ahnung, wie er sie benutzen sollte. Die Muskeln in ihrem Körper schienen völlig erschlaft zu sein. Verwundert fragte sie sich, wie sie überhaupt noch fahren konnte.

Der Volvo war das einzige Auto auf der Straße, seine Scheinwerfer die einzige Lichtquelle. Wie es aussah, waren die meisten Bewohner des Tales, wie sie selbst auch, der Aufforderung nach einer Stunde Dunkelheit nachgekommen.

3

Persy folgte Mr. Salies Taschenlampe durch die Pfade mit Rindenmulch, die er durch den Fynbos angelegt hatte, bis hinunter zu dem kleinen Holzsteg, den er den ganzen Sommer über am Ufer erbaut hatte. Der feine Regen legte einen nassen Film auf ihre Haut, und ein launenhafter Mond erleuchtete das Wasser gelegentlich, nur um gleich darauf wieder von vorbeiziehenden Wolken verdeckt zu werden.

»Er hat wohl versucht, von Brutus wegzukommen«, sagte ihr Vermieter. »Ich hoffe, er ist nicht verletzt.«

»Ein sechs Tonnen schweres Tier kann nicht einfach so verschwinden. Jemand wird ihn schon sehen.« Sie versuchte, beschwichtigend zu klingen, aber nicht umsonst hieß das junge Nilpferd Houdini.

»Er ist noch immer jung«, sagte Mr. Salie. »Er braucht seine Mutter.« Brauchen wir die nicht alle?, dachte Persy.

Die Ranger hatten Probleme mit den Nilpferden des Rondevlei-Naturreservats an der Grenze von Zeekoevlei. Houdini stellte eine Bedrohung für den älteren Bullen Brutus dar, der seinen sechsköpfigen Harem beschützte.

Persy und Mr. Salie gingen bis zum Ende des Steges, von wo aus sie über die dunkle Masse des *vleis* schauten. Der lange Spätsommer ging zu Ende, und eine herbstliche Frische mit dem dazugehörigen Wind und Regen war aufgezo- gen. Das Wasser kräuselte sich, brach sich zwischen den flüsternden Schilfrohren am Uferrand und klatschte gegen die Holzplanken des Stegs.

»Die Ranger denken, er könnte sich im Schilf an der Mündung des Flusses versteckt haben.« Mr. Salie reichte Persy das Fernglas. Sie nutzte eine Lücke zwischen den Wolken, um die dunkler gewordenen Konturen des waldigen Gebietes auf der gegenüberliegenden Seite des *vleis* direkt neben dem Pelican Park abzusuchen. Sie stellte es scharf und ließ ihren Blick über das Wasserwerk schweifen. Dann verdeckten die Wolken den Mond wieder. Sie senkte das Fernglas.

»Wie ist er rausgekommen?«, fragte sie.

»Wir haben in der Nähe des Klärwerks ein Loch im Zaun entdeckt – vermutlich von irgendwelchen Vandalen«, sagte Mr. Salie niedergeschlagen. Persy konnte sein Gesicht in der Dunkelheit gerade so ausmachen, sah jedoch nichts von den Gefängnisgang-Tattoos, mit denen es übersät war.

»Die Ranger waren mit dem Motorboot draußen. Keine Spur von ihm.«

Das Reservat, ziemlich mittellos, aber fachmännisch geführt, litt enorm unter Vandalismus und Diebstahl. Manchmal ärgerten Persy diese läppischen Delikte mehr als die schwerwiegenden Einbrüche, in denen sie ermittelte. Das gesamte Gebiet – Grassy Park, Lotus River, Lavender Hill – brauchte diese grünen Freiflächen, die sich in die

zerstörte Landschaft mit den minderwertigen Wohnanlagen und in das verstopfte und verschmutzte Fließgewässersystem hineingruben. Es war auch eine der wenigen Freiflächen, wo Ortsansässige Zugang zur Natur hatten, ohne dass die Anfahrt mit zu großen Schwierigkeiten oder Unkosten verbunden war.

»Hoffentlich steckt er nicht in Schwierigkeiten«, sorgte sich Mr. Salie. »Das ist eine gefährliche Ecke für ein so junges Nilpferd.«

Persy hielt mit der Bemerkung zurück, dass Houdini eine größere Gefahr für die Menschen darstellte, als es anders herum der Fall war. Zeekoevlei war eine Wohnsiedlung am Rand des Naturreservats, und auf dem See wurde gesegelt, Kanu gefahren und geangelt. Als nachtaktive Fresser kamen Nilpferde nachts aus dem See, um entlang des Ufers zu grasen. Da sie ihre Körpertemperatur nicht regulieren konnten, gingen sie bei Sonnenaufgang wieder zurück ins Wasser. Ein Nilpferd auf dem Weg ins Wasser war das gefährlichste Tier in Afrika. Wer oder was auch immer zwischen Houdini und das *vlei* kam, lief große Gefahr, attackiert zu werden. Das Licht von Persys Handy ging an, dann klingelte es. Misstönende Noten, verstärkt durch die Dunkelheit. »RT« stand in der Anruferkennung. Detective Warrant Officer René Tucker. Persy spürte ein Flackern schuldiger Erregung in ihrer Brust. Sie nahm den Anruf an. »Detective Jonas.«

»Wo bist du?«

»Zeekoevlei. Ich suche nach einem verlorengegangenen Nilpferd. Und du?«

»Constantia Nek Road, das Dieu-Donné-Anwesen, bei Groot Constantia. Vermutlich ein Raubüberfall. Eine Frau und ein Baby werden vermisst. Ich warte hier auf dich.« Tucker war so schroff, dass es fast schon unverschämte war. Ganz sein Stil.

»Schon unterwegs.« Sie beendete den Anruf. Sie hatte gerade keinen Dienst, wie Tucker nur zu gut wusste. Es war ihr erster freier Tag nach zehn Tagen strapaziöser Schichten. Aber davon ließ er sich beim Arbeiten nicht beeinflussen. Er erwartete von seinen Detectives, dass sie parat standen, wenn er anrief, egal, wann oder wo.

Mr. Salie winkte ihre Entschuldigung ab. »Geh nur. Ich bleibe noch ein bisschen.«

Persy ging, drehte sich nur noch einmal um und betrachtete die kleine Gestalt, die im weißen Morgenrock am Ufer stand. Nur Persy wusste, wie viel das *vlei* mit seiner Flora und Fauna Mr. Salie bedeutete. Wie er einmal gesagt hatte: »Dieser Ort hier hat mich von den Toten zurückgeholt.«

Detective Warrant Officer René Eugene Tucker war Persys Branch Commander und hatte ein ganze Truppe Detectives unter seinem Kommando. Er war ein Perfektionist und einzelgängerischer Kontrollfreak – und mit Abstand der beste Detective von Diep River, wie seine vielen Dienstauszeichnungen bewiesen. Seine Kollegen und Vorgesetzten bewunderten und hassten ihn gleichermaßen. Persy hatte ihn vom ersten Augenblick an unglaublich anziehend gefunden.

Während sie jetzt zu ihrem Cottage zurückeilte, um in ein paar Turnschuhe zu schlüpfen und sich eine Art Kampfjacke über das T-Shirt zu ziehen, dachte Persy, dass mit Tucker zu schlafen vermutlich das Dümme war, worauf sie sich hatte einlassen können – in Anbetracht dessen, dass er ein Weißer, zudem Leiter von vier Teams von Detectives in ihrem Revier war und gerade mitten in einer unschönen Trennung von seiner Frau – Persys direkter Vorgesetzter – Captain Dina Martinez steckte, mit der er drei Kinder hatte.

Persy schloss ihr Cottage ab, stieg in den Dienstwagen und fuhr aus Grassy Park heraus. Sie bog nach Süden ab, Richtung Rondevlei-Reservat, dieses kleine Wunder eines geschützten Biotops, mit Inseln, Schilfrohr und Riedgras, in dem der flüchtige Houdini und die restliche Nilpferdherde beheimatet waren, zusammen mit vielen kleineren Tieren. Ein Ort, der Poppa sehr gefallen hätte.

Heute kreisten ihre Gedanken immer wieder um ihren Großvater, der Wechsel der Jahreszeiten brachte Erinnerungen an sein langes, langsames Sterben zurück. Sein Todestag rückte näher. Persy hatte in der Regel mit so vielen gewalttätigen und häufig unmittelbaren Todesfällen zu tun, dass sie vergessen hatte, wie lange es bei den meisten Menschen dauerte, bis sie starben: Organe arbeiteten immer schlechter, Nervenzentren gaben nach und nach ihre Aufgabe auf, hier und

da funktionierte etwas nicht mehr, verkümmerte oder schwand. Gab den Geist auf. Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.

Sie bog geradewegs von Fisherman's Walk in die Victoria Road ein, vorbei am Hotel Grassy Park, dessen Grandslots-Emblem noch leuchtete, die Hoteltüren hingegen waren geschlossen und die Fenster dunkel. Sie kam an einem verlassenen Taxistand gegenüber der Shell-Werkstatt vorbei, wo der grelle rotgelbe McDonald's ziemlich unpassend auf Tuchfühlung mit den verzierten Säulen und Minaretten der vor kurzem erbauten Moschee ging. Grassy Park, eine Ecke für Farbige, einst mit dem Ruf, die Hauptstadt des Mordes in Südafrika zu sein, lag momentan recht ruhig da. Es war ein Ort mit einer langen Geschichte. Die Leute kannten einander hier schon seit Generationen. Sie waren freundlich, aber distanziert, nachdem sie herausgefunden hatten, dass Persy ein Cop war und nicht von hier stammte. Obwohl Ocean View, die farbige Township, in der sie aufgewachsen war, nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt lag, hätte es genauso gut ein anderes Land sein können.

Typisch für Kapstadt, dachte sie. Wir alle in unseren jeweiligen kleinen Enklaven, immer unsere eigenen Wunden leckend.

Sie fuhr nach Southfield, ein sandfarbener Gitterblock mit Häusern aus den Sechzigern und Siebzigern, der sich an Grassy Park, Retreat und dem aufstrebenden Plumstead entlangzog, als Teil einer Pufferzone, die die traditionell begrünten Vororte der Weißen von den windgepeitschten Flats der Farbigen trennte.

Bescheidene Backsteinhäuser auf vierhundertfünzig Quadratmeter großen Parzellen abgetrennt von Asbestwänden, mit zubetonierten Auffahrten, in denen gebrauchte japanische Mittelklassewagen mit deutlichen Gebrauchsspuren standen. Eine trostlose Atmosphäre von Untere-Mittelschicht-Ehrbarkeit herrschte hier vor. Einigen Bewohnern waren die Mittel ausgegangen, Renovierungen wurden nicht zu Ende gebracht, Rasen nicht mehr gemäht, Autos nicht mehr gewartet. Nachdem sie sich aus den Flats herausgekämpft hatten, trennten sie nur wenige nicht bezahlte Raten davon, wieder dorthin zurückzukehren.

Ein plötzlicher Windstoß gepaart mit einem heftigen Regenschauer verschleierte ihr die Sicht. Sie schaltete den Scheibenwischer ein. So

viele aufeinanderfolgende Regentage Ende März waren ungewöhnlich. Wenn diese sonderbaren Güsse am Ende des Sommers kamen, dann reichten sie kaum für mehr, als den Staub von den vertrockneten Blättern der Bäume zu waschen. Laut einer Binsenweisheit von Kapstadt setzte der Winter nach Ostern ein. Ostern, die heiligste Jahreszeit für Katholiken.

Poppa hatte Persy nie gedrängt, religiös zu sein, und sie war so weit vom Glauben abgefallen, wie man nur abfallen konnte. Nie ging sie zum Gottesdienst oder zum Beichten, auch betete sie niemals oder dachte überhaupt an Gott. Doch aus irgendeinem Grund, vielleicht für Poppa, war Persy in diesem Jahr am Aschermittwoch zum Gottesdienst gegangen. Hatte während der vierzigägigen Fastenzeit bislang auf Alkohol verzichtet. Soweit lief es ganz gut. Noch zwanzig Tage bis Ostern. Tatsächlich fiel es ihr sehr viel einfacher, auf Alkohol zu verzichten als auf eine ihrer anderen Süchte.

Sex. Oder vielmehr, Sex mit unpassenden Männern. In letzter Zeit mit einem unpassenden Mann. Detective Ren Tucker. Ihr Alter Ego und eine narzisstische Besessenheit von ihr.

»Wir gleichen einander wie ein Ei dem anderen«, hatte er ironisch gesagt. Immer wieder aufs Neue wollte sie ihm Glauben schenken. Ren Tucker. Er stand so unter Druck, er konnte jeden Moment explodieren. Und Persy wollte nicht von herumfliegenden Granatsplittern getroffen werden.

Zehn Minuten später war sie im Paralleluniversum von Constantia, fuhr durch baumgesäumte Straßen, wo landschaftlich gestaltete Gärten luxuriöse Häuser vor den Blicken der Begierigen und Neugierigen verbargen. Nur wenige Minuten entfernt, wirtschaftlich jedoch unendlich viele Meilen von Grassy Park getrennt. Die einzigen Misstöne in dieser ansonsten so makellosen Gediegenheit waren ein paar Graffiti an den Wänden, die Arbeit eines Künstlers namens »Laski«. Nicht das übliche geschmacklose Geschmiere, sondern die ausgeklügelte Arbeit einer beeindruckenden Ikonografie, mit der die ehemalige Klosterschülerin Persy vertraut war: Kreuze, heilige Herzen, Rosen und Sterne.

Laski war verantwortlich für viele der verschandelten Mauern und öffentlichen Orte in diesem teuren Vorort. Polizei, Nachbarschaftswachen und Sicherheitsfirmen suchten schon seit Monaten nach ihm, doch er schien so wenig greifbar wie ein Geist, der im Dunkeln durch die Straßen huschte und seine Bilder und verschiedenen biblischen Weisungen wie aus dem Nichts entstehen ließ. *»Aber dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis«, »Es ist leichter, dass ein Kamel gehe durch ein Nadelöhr ...«*

Vielleicht ein junger farbiger Künstler, der den Geldgürtel verhöhnte? Persy bog von der Constantia Road in eine Nebenstraße ab, die am ältesten Winzerbetrieb des Landes entlangführte und zurückging bis zur ersten Besiedelung des Kaps durch die Niederländische Ostindien-Kompanie. Der Regen war in ein schwaches Nieseln übergegangen. Die Scheibenwischer kratzten rhythmisch über die Scheibe, Sandkörnchen klebten zwischen Gummi und Scheibe. Eichen ballten sich über ihr zusammen, verdunkelten den ausgewaschenen, schwach vom Mond beleuchteten Himmel.

Leichtes Unbehagen beschlich sie, als sie an Tuckers Anruf wegen der vermissten Frau und des Babys dachte. Sie wusste alles von Müttern, die sich einfach in Luft auflösten. Und von der nicht auszufüllenden Leere, die sie hinterließen.

4

Heb dein ganzes Geld ab.« Der Anführer reichte Annette ihre Bankkarten: Debit-, Kredit- und eine Girokontokarte zu einem Firmenkonto, die Jaco ihr für größere Anschaffungen gegeben hatte.

»Und versuch ja nicht, mich zu verarschen.«

Sie hatten vor einem alten Einkaufszentrum geparkt – ein heruntergekommener Komplex mit einem Spirituosenladen und einem Checkers – ganz in der Nähe von Hout Bay Beach. Hier kauften die Einwohner von Imizamo Yethu und Hangberg ein, im Gegensatz zu den Weißen, von denen die meisten zu Woolworths im piekfeinen Einkaufszentrum gingen. Die digitale Anzeige auf dem Armaturen-

brett zeigte 8:59 Uhr an. Annette konnte gar nicht glauben, dass so viel passiert sein sollte, seit sie das Licht gelöscht hatte.

Earth Hour. Fast vorbei. Wie gut, dass Callum noch immer schlief. Sie stieg aus und eilte zum Geldautomaten; Regen und Wind wehten den salzigen Geruch des nahen Meeres herbei. Das beleuchtete blau-weiße Standard-Bank-Schild über dem Geldautomaten verschwamm im Regen. Keiner war da. Ein verlassener Polo stand wenige Parkplätze entfernt. Überquellende städtische Mülltonnen waren entlang der Wand aufgereiht, und die nassen schwarzen Säcke glänzten im Licht. Ein einsamer *bergie* wühlte darin herum, viel zu weit weg, um etwas mitzubekommen. Als sie in der hell erleuchteten Nische stand, spürte sie, dass sich die Blicke des Jungen und des Anführers an ihren Rücken geheftet hatten wie eine Klette an einen Felsen. Callum war allein bei ihnen. Und ihren Waffen. Annettes Zähne klapperten völlig unkontrolliert. Die glatten Plastikkarten schienen ein Eigenleben zu führen; ihre Hände waren nass, ob vom Regen oder vom Schweiß, wusste sie nicht zu sagen. Sie gab den falschen PIN-Code ein. Noch zwei Fehler, dann würde der Automat die Karte einziehen. Sie versuchte, sich zu konzentrieren, aber ihre Gedanken kreisten nur um Callums schlafendes Gesicht. Sie konnte sich gerade so lange zusammennemen, um zweitausend Rand von ihrer Debitkarte und zweitausend von ihrer Kreditkarte abzuheben. Als sie dann jedoch versuchte, fünftausend von ihrem Sparbuch abzuheben, stellte sie fest, dass ihr tägliches Limit erreicht war und mehr als zweitausend nicht möglich waren. Sechstausend in Zweihundert-Rand-Scheinen. Jaco war ein wenig knauserig, was Geld betraf. Sie stopfte die Scheine in die Tasche ihrer Kapuzenjacke, ging zurück zum Auto und stieg ein. Als sie das Geldbündel dort hervorholte, beugte sich der Ältere über die Rückenlehne und schnappte es sich.

»Ich habe ein Tageslimit. Ich kann nur zweitausend von jedem Konto abheben.«

Ihr ging auf, was für ein Fehler das war, als der Anführer sagte: »Dann versuchen wir es nach Mitternacht noch mal.«

Bis dahin waren es noch Stunden! Was wollte er so lange mit ihr machen?